

Journalistenpreis „Demenz“

Diakonie Neuendettelsau

22. April 2016

Statement der Schirmherrin

Renate Schmidt

Bundesfamilienministerin a.D.

(Es gilt das gesprochene Wort)

Sehr geehrter Herr Rektor Hartmann,
sehr geehrte Preisträger,
sehr geehrte Preisträgerinnen,
sehr geehrte Laudatorin,
sehr geehrte Laudatoren,
verehrte Anwesende,

wenn etwas einmal stattfindet ist es ein Ereignis, auf neuhochdeutsch ein Event,
wenn dasselbe zum zweiten Mal stattfindet, ist es eine Wiederholung und ab dem
dritten Mal ist es eine Institution.

Ich freue mich, dass der Journalistenpreis „Demenz“ der Diakonie Neuendettelsau
diese Mutation vom Ereignis zur Institution so grandios bewerkstelligt hat. Wie es
die 78 eingesandten Arbeiten zeigen, hat dieser Preis in der Zwischenzeit ein hohes
Renommee und er ist eine Notwendigkeit, denn es fehlt nach wie vor an
aufklärender, Hilfestellung gebender, Mut machender Berichterstattung.
Ich fühle mich geehrt, die Schirmherrschaft über die diesjährige Preisverleihung
übernehmen zu dürfen.

Auf den Preisträger Andreas Wenderoth und die Preisträgerinnen Andrea Lindner
und Dr. Astrid Viciano und Carolin Strohhahn werden die Laudatoren zu sprechen
kommen.

Von mir nur einige grundsätzliche Bemerkungen:

2011 schrieb Gunter Sachs in seinem Abschiedsbrief vor seinem Freitod: „In den
letzten Monaten habe ich durch die Lektüre einschlägiger Publikationen erkannt, an
der ausweglosen Krankheit A zu erkranken“ und er habe bei sich die entsprechenden
Symptome festgestellt. Die Bild-Zeitung nahm das unmittelbar zum Anlass 10 Fragen
zu formulieren, als „Hilfestellung“ für ihre Leserinnen und Leser, um selbst feststellen
zu können, ab man Alzheimer-gefährdet sei. Dies sei der Fall, wenn man mehr als
die Hälfte dieser Fragen mit „ja“ beantwortet.

Ich habe mich damals über die Selbst-Diagnose von Sachs und die
verantwortungslose Darstellung der Bild-Zeitung so aufgeregt, dass ich meinem
Vorsatz, konsequent daran zu arbeiten, wieder unbekannt zu werden, untreu
geworden bin und eine Einladung bei „Hart aber fair“ zu dem Thema angenommen
habe.

Dort bin ich bei der Diskussion darüber erschrocken, wie sehr auch bei den Mitdiskutanten, aber vor allem beim Publikum, die Meinung verbreitet war, dass ein solcher Befund eigentlich immer ein triftiger Grund ist, seinem Leben ein Ende zu setzen, dass ein solches Leben nicht lebenswert sei, dass man so nicht leben möchte.

Und ebenso erschrocken bin ich über den sonst von mir sehr verehrten Hans Küng, der in einem Aufsatz oder einem Buch über Sterbehilfe zumindest unterschwellig den Eindruck entstehen ließ, man habe irgendwie auch die Pflicht „selbstbestimmt“ zu sterben, weil es sonst die Allgemeinheit zu teuer käme.

Mal abgesehen davon, dass sich nach neuesten Studien die Horrorszenarien von einem immer größer werdenden Anteil von Demenzpatienten zu bewahrheiten scheint, verbietet sich eine solche Sichtweise per se.

Natürlich stimmt es, dass „man“ – auch ich nicht – gerne diese Krankheit „A“, also Alzheimer oder Demenz haben möchte.

Aber was gibt uns, die wir gesund sind, das Recht zu denken und zu sagen, dass so ein Leben nicht lebenswert sei. Als ehemalige Seniorenministerin und später als Schirmherrin der Deutschen Alzheimer Gesellschaft, habe ich viele Einrichtungen besucht und dort dementiell erkrankte Menschen getroffen, die gelacht haben, fröhlich waren und ihr derzeitiges Leben, das ein ganz anderes war als früher, genossen haben.

Bei manchen verläuft die Krankheit sehr schnell, bei anderen sind es viele Jahre, von denen die meisten es wert sind, sie zu leben.

Guter Journalismus, wie der unseres Preisträgers und unserer Preisträgerinnen, sollte daher Mut machen zu einem Leben auch mit einer dementiellen Erkrankung. Guter Journalismus sollte nicht zu untauglichen Selbstdiagnosen anstiften, aber ebenfalls Mut machen, frühzeitig zum Arzt zu gehen.

Denn noch kann Alzheimer nicht geheilt werden, aber eine frühzeitige Diagnose ermöglicht es, den Krankheitsverlauf zu verlangsamen.

Und guter Journalismus macht vor allem auch den Angehörigen Mut, sich dieser Erkrankung eines liebsten Menschen zu stellen. Dieses Sich-Stellen bedeutet nicht, wie es leider zu viele tun, sich aufzuopfern, sondern Hilfe anzunehmen und rechtzeitig zu erkennen, wenn man es selbst nicht mehr schafft.

Wie wichtig gerade auch die journalistische Unterstützung für Angehörige ist, zeigt auch das neue Buch von Inge Jens, der Witwe von dem an Alzheimer gestorbenen

Walter Jens. Es heißt „langames Entschwinden“. Es beschreibt, wie Walter Jens sich nach und nach verliert, und sie - wie es in einer Rezension des SPIEGEL heißt – „nach und nach versteht“. Sie schreibt, wie gewöhnungsbedürftig es ist mit einem Menschen zusammenzuleben, der früher einmal ihr Mann war und mit dem maximal noch eine emotionale Kommunikation möglich ist.

Solche Bücher oder entsprechende Artikel geben Angehörigen das Gefühl nicht allein zu sein.

Und nicht zuletzt kann guter Journalismus zum Thema Demenz auch zu Innovationen anstiften.

Denn dieses „so möchte ich nicht leben“ hängt auch damit zusammen, dass sich die allermeisten von uns weder vorstellen können und mögen, irgendwann pflegebedürftig in einem Heim zu leben, geschweige denn in einer geschlossenen Abteilung für dementiell Erkrankte eines solchen. Denn die Organisation mit ständig wechselndem Personal im Tagesablauf wird den Bedürfnissen dieser Patientinnen und Patienten nicht gerecht.

Dabei gibt es in der Zwischenzeit so viele neue Wohn- und Betreuungsformen, angefangen von den, von unserer Sonderpreisträgerin Carolin Strohhahn geschilderten Demenzdörfern, bis hin zu Wohngruppen für dementiell Erkrankte. All diesen Wohn- und Betreuungsformen ist gemein, dass sie auf die sehr besonderen Bedürfnisse der Dementen eingehen, ihrem Bewegungsdrang ebenso, wie ihrem noch vorhandenen Langzeit- und ihrem zunehmend nicht vorhandenen Kurzzeitgedächtnis und nach festen Strukturen und Bezugspersonen.

Auch dazu ein kleines Beispiel: In einer Demenz-Wohngruppe in Calw, die ich vor mehr als 10 Jahren besuchte, wurde mir geschildert, dass dort eine Bewohnerin aus einem Heim eingewiesen wurde, weil man dort mit ihr nicht zurecht kam: Sie schrie jede Nacht und versuchte sich unter dem Bett zu verstecken. Maßnahme des Heims: Fixierung auf dem Bett, dort schrie sie aber weiter.

Maßnahme in der Wohngruppe: Eine Matratze unter dem Bett. Die Frau erlebte nämlich jede Nacht die Bombennächte ihrer jungen Erwachsenenjahre und konnte mit der Illusion auf der Matratze unter dem Bett in Sicherheit zu sein, Ruhe finden.

Zum Schluss möchte ich noch einmal betonen, dass mich als ehemalige Ministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend die Institution des Journalistenpreises „Demenz“ der Diakonie Neuendettelsau sehr freut.

Denn alle, die sich für dementiell Erkrankte einsetzen, wie die Diakonie Neuendettelsau, oder über sie schreiben und senden, wie die Journalistinnen und Journalisten, die heute hier ausgezeichnet werden, aber auch die, die sich an diesem Wettbewerb beteiligt haben, tun Gutes für die Familien, denn dort werden nach wie vor die meisten der Erkrankten betreut, sie tun Gutes für Seniorinnen und Senioren, denn die allermeisten, die an Alzheimer erkranken, sind in höherem Alter und nicht zuletzt tun sie Gutes für Frauen, denn die, die sich um Demenzpatienten kümmern, ob in den Familien, in Heimen oder Wohngruppen, die, die über sie schreiben sind, von Ausnahmen abgesehen, Frauen, wie es auch unser heutiger Journalistenpreis zeigt.

Auch hier wäre es schön, wenn sich etwas ändern würde.

Noch einmal ein Zitat von Inge Jens aus ihrem Buch: „Ich kann – über ein gewisses Maß hinaus – nicht feststellen, wie es ihm wirklich geht, was er mitkriegt und, wie er sich als Person empfindet. Vermutlich gar nicht, weil er keine Person mehr ist. Aber er ist ein Mensch... und das ist das große Erlebnis für mich, bis zu welchen Tiefen ein Mensch ein Mensch bleibt.“

Und deshalb sind wir es unserem Menschsein schuldig, uns um diese Menschen besonders zu kümmern.